

HELLER ENTERPRISES

GMBH GIESSEREISTRASSE 5 CH-8005 ZÜRICH

tel +41 43 233 91 37 fax +41 43 233 91 38 info@hellerenter.ch

GOTTESDIENST ALS AUFTRITT – EINE KIRCHENVISITE

Vortrag von Plinio Bachmann an der Präsidienkonferenz der Evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich vom 17. Mai 2008

Guten Morgen, meine Damen und Herren,

vielen Dank, Herr Frühauf, für die Einladung, hier zu sprechen, vielen Dank auch dem Herrn Kirchenratspräsidenten Ruedi Reich.

Normalerweise treten Redner aufs Podium, die Spezialisten für ein Thema sind, um einem Publikum, das über dieses Thema weniger weiss, Erhellendes mitzuteilen. Heute ist es umgekehrt: Ich bin eingeladen worden, an diesem Treffen über ein Thema zu reden, von dem ich viel weniger weiss als Sie alle – über den Gottesdienst nämlich.

Ich muss Ihnen sogar eingestehen, dass ich kein Mitglied Ihrer Kirche bin – oder sonst einer, was das betrifft. Und ich soll über den Gottesdienst reden? Ganz schön dreist. Bin ich also der Fleisch gewordene Fehler im Tages-Programm? Ein Irrtum auf zwei Beinen? Nein, was als Dreistigkeit erscheinen mag, hat System, der Wahnsinn hat Methode. Und dieses Zitat aus Shakespeares Hamlet bringt mich auf mein eigenes Stammgebiet: die Kultur. Als Dramaturg habe ich mit Theateraufführungen zu tun, als Journalist mit dem Verfassen von Texten, als Ausstellungsmacher mit Fragen der Szenographie – insgesamt bin ich also gewissermassen ein Spezialist für die Vermittlung von Inhalten.

Sind Pfarrer, sind alle jene, die direkt oder indirekt mit Gottesdiensten zu tun haben, also Sie alle, etwas anderes als das – Spezialisten für die Vermittlung von Inhalten? Aus meiner Sicht tun sich da einige Parallelen auf, und um die soll es in meinem Referat gehen.

Am besten beginne ich bei Adam und Eva:

Martin Heller – ja, der Expo.02-Heller – mit dem und für den ich regelmässig arbeite, hielt vor zwei Jahren einen Vortrag, in dem er sich Gedanken über das Verhältnis zwischen Kultur und Kirche machte. Um dieses Verhältnis zu beschreiben, entwarfen wir damals eine Szenerie, eine Art Bühnenbild: Es besteht aus einer Landschaft – nennen wir sie

„Kultur“. Darin gibt es einen Teich, gesäumt von Schilf; kein scharfes Ufer also, eher ein sumpfiger Bereich. Dieser Teich ist in unserer Szenerie der Bereich des Religiösen.

Ich selbst stehe auf einer trockenen Anhöhe, am Uferrand. Von aussen schaue ich zu, wie im Teich die Menschenfischer am Werk sind. Sie kennen die Metapher. Aus dem See von Galiläa ist hier ein Teich geworden, eingebettet in eine Kulturlandschaft. Alle Bewohner des Teichs, Fischer wie Fische, wissen um Gott, suchen ihn immer neu oder haben ihn längst gefunden. Sie leben im unerschütterlichen Glauben an ihn oder in ständig bohrendem Skeptizismus.

Zurück aufs Festland, wo eine andere Spezies lebt. Auch unter den Aussenstehenden gibt es verschiedene Ausprägungen. Die einen stehen bis zu den Knöcheln in der sumpfigen Uferzone, die andern lagern weit weg vom Teich, an Fischerei und Teichfauna nicht einmal interessiert. Aber alle sind sie – ob sie wollen oder nicht, ob sie es wissen oder nicht – Teil desselben Landstrichs. Wer kann beispielsweise in der westlichen Welt schon den Mund auftun, ohne in Bibelzitate zu sprechen? Unser ganzes Lebensgefühl ist christlich geimpft. Das Wasser aus dem Teich trinkt die ganze Landschaft.

Martin Heller stellte dann die Frage: Lohnt es sich also nicht für beide, noch besser miteinander ins Gespräch zu kommen? Die Kirche und die Kultur?

Und hier kommt das Wort Visite ins Spiel: Herr Kirchenratspräsident Ruedi Reich beantwortete diese Frage nämlich mit ja, indem er uns zur Kirchenvisite einlud. Aus der Perspektive von Kulturschaffenden, Inhaltsvermittlern, Inszenierungsprofis – wie immer Sie es nennen wollen – sollten wir eine Aufführung unter die Lupe nehmen und kritisch beurteilen, die jeden Sonntag an hunderten von Orten im Kanton Zürich – und anderswo – stattfindet: den Gottesdienst. Wie beurteilen wir, zwar als Aussenstehende und Laien im religiösen Sinn, aber als Teilhaber derselben Kulturlandschaft, wie beurteilen wir den Gottesdienst – als Auftritt?

Verzeihen Sie also, wenn meine Sprache Ihnen mal allzu pragmatisch vorkommen soll; sie wurde in der Produktion von kulturellen Veranstaltungen geformt. Zum Glück sagte mir ein Pfarrer (den Unterschied zu den Katholiken erklärend:) „Den Protestanten ist nur Gott heilig.“ Wenn das so ist, dann darf man ja über alles andere diskutieren.

Im Folgenden nun möchte ich Ihnen ein paar Einsichten präsentieren, die wir aus diesen Besuchen gewonnen haben. Zuerst möchte ich Ihnen erzählen, wie wir vorgegangen sind, zweitens versuche ich eine Zusammenfassung der wichtigsten Eindrücke und zuletzt möchte ich ein paar Perspektiven auftun, wo meiner Meinung nach mit Veränderungen

angesetzt werden könnte. Ich tue dies, wie ich mit dieser Einführung darzulegen versuchte, mit dem Blick des nicht nur teilnehmenden, sondern geradezu betroffenen Interessens.

Die Auswahl der speziell für das Projekt Kirchenvisite besuchten Gottesdienste entstand in Absprache mit Bruno Bader von der Fachstelle Gottesdienst und beinhaltet zwei innerstädtische Gemeinden, eine ländliche und eine der städtischen Agglomeration. Bei zweien handelte es sich um einen „normalen“ Gottesdienst, bei den anderen zwei um typische Sonderfälle: einen monatlich stattfindenden, themenorientierten Spezial-Gottesdienst, der unter Einbezug der Gemeinde entsteht und einen ökumenischen Sonntags-Gottesdienst anlässlich eines Dorffestes. Da es weder um die kritische Beurteilung einzelner Personen noch um die Bewertung einzelner Gemeinden geht, erscheinen die Gottesdienste hier in anonymisierter, im Dienste der Verwertbarkeit leicht typisierter Form. Die Anonymisierung der Ereignisse erlaubt eine gewisse Zuspitzung der Beobachtungen im Dienste der Einsicht.

Über den Besuch von Gottesdiensten hinaus haben wir Gespräche geführt mit Pfarrerinnen und Pfarrern, mit Vertreterinnen und Vertretern der Kirchenpflege, mit Kirchenmusikern – und sogar ein Sigrist hat sich bereiterklärt, uns Auskunft über seine Erfahrungen zu geben.

Ich würde drei Stunden reden, wenn ich Ihnen nun detailgetreu die besuchten Gottesdienste nacherzählen würde; deshalb lade ich sie zu einem kursorischen Spaziergang durch die vier Veranstaltungen ein, um nachher Zeit für die Schlüsse zu haben, die ich aus dem Erlebten zog:

1. Der Würdevolle

In einer der grossen Stadtkirchen wurde mit Wissen, Tiefe und sprachlicher Präzision eine Bibelstelle ausgelegt, umrahmt von professionell gespielter Orgelmusik. Der feierliche Raum, die Musik, der Duft des frisch gebohnerten Bodens und der ehrwürdigen Holzbänke – all dies hatte Stil und Tiefe. Feierlich eingestimmt, fielen uns aber zwei Dinge sofort in die Sinne: Die Stimme des Pfarrers kam nicht sonor und kräftig von dort, wo der Mann in dem Schwarzen Gewand stand – nein: neben uns schien in der Säule selbst ein Wicht zu wohnen, der mit schmaler Stimmer scheppernd uns seitlich ins Ohr redete. Mit dem Pfarrer hatte diese Stimme nichts zu tun: sie wohnte in einem dieser bassarmen schmalen Säulenlautsprecher. Der zweite Punkt war das Licht: Hängelampen füllten den grossartigen Raum mit einem Streulicht, das weder Feierlichkeit, noch Konzentration förderte, und auch die Architektur des Raumes nicht gut modellierte. Äusserlichkeiten, könnte man sagen. Ich würde entgegnen: Ein Gottesdienst spricht die Sinne an, ist ein ästhetisches Ereignis im ursprünglichen Sinn. Und wenn die ästhetischen Elemente

letztlich auf das Wort und den Raum beschränkt sind, dann sind schlechtes Licht und schlechter Sound zentrale Mängel, keine Äusserlichkeiten.

Wäre der Gottesdienst ein Konzert gewesen und ich der Veranstalter, dann hätte ich ausserdem die hintersten Sitzreihen gesperrt. Durch die völlige Vereinzelung der Besucher, die nicht einen Bruchteil des vorhandenen Platzes beanspruchten, entstand bei mir das Gefühl, dass viel graue Energie verbraucht wurde. Ich meine damit: wenn eine Sängerin vor einem verzeinzelt hingestreuten Publikum statt vor einem zusammengedrängten kleinen Haufen singt, dann kostet sie das viel mehr Kraft. Als würden die Lücken zwischen den Menschen Energie fressen. Wie geht es da erst dem Pfarrer? Und springt nicht bei gedrängter Sitzordnung der Funke auch einfacher aufs Publikum – entschuldigen Sie: die Gemeinde über?

Ein Gemeindegefühl hat sich so nicht eingestellt. Dies war auch bei den Liedern, die – so steht es in der Kirchenordnung – das Gemeindegefühl stärken sollen, nicht anders: von den Wenigen sangen wenige, und von denen, die sangen, sangen wenige laut und klar. Ausserdem wurde der fragile Gesang von der weit hinten, weit oben donnernden Orgel eher überrollt als begleitet.

Zusammenfassend könnte man sagen: Der Gottesdienst hat viel und Interessantes vermittelt. Aber es hat sich wenig ereignet.

Übrigens: Wenn Sie diese Art der Beurteilung hart und unangemessen finden, dann entschuldige ich mich für die Unverfrorenheit. Ich lade Sie aber gerne mal zu einer Theaterprobe ein, falls Sie das Gefühl haben, dass wir dort schonungsvoller miteinander umgehen. In der Wichtigkeit der Sache liegt der Grund für die Offenheit.

2. Der Gemütsvolle

Der zweite von uns angetroffene Typus war ein ökumenischer Gottesdienst anlässlich des jährlich stattfindenen Quartierfests in einer mittelständischen bis proletarischen Agglomerationsgemeinde. Die Kirche war winzig und zum bersten voll. Dies lag wohl auch an der Tatsache, dass vorne eine vielköpfige lokale Blasmusik stand, deren nächste Verwandten allein schon die Kirche füllten.

Ich mache es kurz: Der Gottesdienst hatte ein interessantes Thema, das leider von den zwei protestantischen und dem einen katholischen Pfarrer eher oberflächlich behandelt wurde. Am Ende schaute als Einsicht nicht mehr heraus, als schon auf der Einladungskarte zu lesen war. Es machte mir fast den Anschein, als hätten die Pfarrer nur gerade die

Programmpunkte untereinander aufgeteilt, ohne inhaltlich vertieftes Vorgespräch, das verschiedene Aspekte des Themas zu Tage gefördert hätte.

Dafür hatten die Pfarrer – und ich beschränke mich hier auf die beiden protestantischen – allerdings etwas anderes zu bieten: sie waren sich ihrer Rolle als Pfarrer völlig sicher. Der eine als eloquenter, humorvoller Moderator durch eine Liturgie mit fünf Hauptstationen, der andere als ernsthafter, in knappem Schweizerdeutsch predigender Theologe. Sie waren beide unverkennbar sich selbst und beide auf ihre Art überzeugend. Enttäuscht war ich, wie schon gesagt, eher über den Inhalt ihrer Redebeiträge.

Die Musik spielte nicht immer ganz im Takt, aber aus voller Inbrunst, und das tat dem Gottesdienst sehr gut. Im Gegensatz zum ersten Typus könnte man sagen: Hier wurde nicht besonders viel vermittelt. Aber ein Gemeindegefühl hat sich eingestellt – da hat sich etwas ereignet, das mich mit einem ganz besonderen Hochgefühl entliess. Vielleicht hatte ich einen Moment lang die Menschen lieber als sonst.

3. Der Zeitgemässe

In einer ländlichen Gemeinde besuchten wir einen Spezialgottesdienst, der so einmal im Monat unter Einbezug der Gemeinde entsteht. Der Gottesdienst hat ein Thema, um das die ganze Veranstaltung kreist. Er beinhaltete eine besondere Ausschmückung des Kirchgemeindesaals zum Thema Erntedankfest, von drei Gemeindemitgliedern zur E-Piano-Begleitung vorgetragene echte Popsongs oder neu-evangelische Songs, die sich mit schmissigen Texten und einfachen Melodien an die Popkultur anlehnten, Redebeiträge eines Gemeindemitglieds, eines Jugendarbeiters und einer Diakonissin, die mit projizierten Fotos von ihrer Arbeit in einem 3.-Welt-Land berichtete, eine Filmprojektion, die Predigt eines Gastpfarrers, instrumentale Piano-Einlagen, die durch den Hauspfarrer vollzogenen Elemente der Liturgie und den (gescheiterten) Versuch eines Sing-Alongs mit der Gemeinde.

Dieser Anlass soll Berührungssängste mit der Kirche umgehen (er findet nicht zufälligerweise im Gemeindesaal statt) und abbauen (er gibt sich betont heutig, diesseitig, alltäglich). Mit solchen regelmässig stattfindenden und aufwändig vorbereiteten Spezialgottesdiensten sollen Menschen für den Gottesdienst gewonnen werden, die in der Kirche eine jenseitige, verstaubte Institution sehen. Die Kirche möchte hier modern sein, und sich ihre Mitglieder nicht von Event-betonten Freikirchen abwerben lassen.

Die erwähnte Gesamtinszenierung muss sich hier stärker noch als ein „normaler“ Gottesdienst ästhetischen Bewertungskriterien aussetzen, da sie sich freimütig auf dieses Terrain begibt: aufs Feld nämlich der spritzig-unterhaltsamen, mehrheitsfähigen

und themenbezogenen Aufführung. Als diese schneidet sie aber schlecht ab. Hier nehmen es in Mundart nachgetextete Songs direkt mit ihren täglich abrufbaren Konkurrenten aus den Popcharts auf, hier versuchen sich Laien in der trendigen grafischen Gestaltung einer Multimediapräsentation, hier werden gute Pfarrer plötzlich schlechte Unterhalter – das Ganze wirkt wechselweise hilflos und anbiedernd. Die Veranstaltung kommuniziert vor allem: Hier sind Laien am Werk. Zugute halten konnte man dem Spezialgottesdienst, dass durch die regelmässige und aktive Teilnahme an der Vorbereitung sicher verbindliche Beziehungen zwischen Gemeindemitgliedern und dem Pfarrer ausbilden. Sicher hat die aktive Teilnahme der Gemeindemitglieder an der Vorbereitung und am vorangehenden „Zmorge“ etwas zum Gemeindegeist beitragen. Hat dieser Spezialgottesdienst allerdings die Aufgabe, Menschen zu gewinnen, die Berührungängste mit der Kirche haben, verfehlt er sein Ziel meiner Meinung nach.

4. Der Eigenwillige

Und dann haben wir einen Gottesdienst besucht, der uns umgehauen hat. Der Pfarrer (ja, es tut mir selbst leid, dass keine Pfarrerin unter den ausgesuchten Beispielen war), der Pfarrer hatte eine ganz eigenwillige Art, den Gottesdienst durchzuführen: Er schien schlampig im Detail, machte aber jederzeit völlig transparent und klar, wo in der Liturgie er sich gerade befand. Er wählte eine schwierige, eher düstere Stelle aus dem alten Testament aus und gewann daraus keine einfache Einsicht für den Alltag. Dafür war das Wenige an Trost, dass er daraus ableitetete zu hundert Prozent glaubwürdig, er schien ein gebildeter Theologe zu sein und doch nur aus dem Fundus seiner persönlichen Erfahrungen zu sprechen, er machte einen gelassenen, fast abgeklärten Eindruck und redete sich doch ins Feuer, als sei er von tatsächlicher Inspiration ergriffen. Im Theater würde man von einem grossen Moment sprechen, bei einer Zeitungs-Kolumne könnte man sagen: das sitzt.

Schwierig nur, aus so einem Gottesdienst so etwas wie eine Regel, eine Einsicht abzuleiten. Ausser diese vielleicht: Eine solide theologische Ausbildung und viel Praxis scheinen hier ein Fundament abzugeben, auf dem das Riskio der Improvisation eingegangen werden kann. Und das eingegangene Risiko ermöglicht ein Ereignis. Das erhoffte nämlich der Inspiration.

Nach diesem Rundgang durch vier erlebte Gottesdienste komme ich nun zur Zusammenfassung der Einsichten, die sich aus diesen Besuchen, den erwähnten Gesprächen mit Fachpersonen und Erfahrungen ergeben, die wir auch ausserhalb dieser Visiten – vor allem bei Kasualien – gemacht haben. Natürlich kann der Anspruch dabei nicht sein, ein umfassendes und abschliessendes Bild der Zürcher Gottesdienstpraxis zu

zeichnen. Dennoch sollen hier ein paar allgemeine Behauptungen gewagt werden – die bis zu ihrer eingehenderen Überprüfung als Arbeitshypothesen gelten sollen.

Ich stelle den verschiedenen Gedankengängen jeweils ein Stichwort voran:

1. Selbstbewusstsein

Die Vertreter der Landeskirche, insbesondere auch die Pfarrer, treten insgesamt in einer defensiven Grundhaltung vor die Gemeinden. Sie vermitteln das Gefühl, als hätte die Landeskirche eine Bringschuld, der sie nie ganz gerecht werden kann. Dies äussert sich im Versuch, „mehr zu bieten“ als „nur“ einen normalen Gottesdienst, aber auch in Gesten und Haltungen, in umgangssprachlichen Simplifizierungen. Immer wieder wird das Gefühl vermittelt, der Pfarrer selbst wisse um die Unzumutbarkeit einer 90-minütigen Veranstaltung am Sonntagmorgen und setze alles daran, diese etwas „erträglicher“ zu gestalten. Die Pfarrer werten nicht, was gut und was schlecht ist, sie kritisieren niemals die Gemeinde, die sie vor sich haben, sie schimpfen nicht, sie behaupten nicht, sie wettern nicht – sie sind milde, zurückhaltend und äusserst verständnisvoll. An letzteren Eigenschaften ist per se natürlich nichts zu kritisieren, sie entsprechen unserer liberalen, antiautoritären und psychologisch aufgeklärten Gesellschaft. Dennoch erscheint die Kirche durch diese Beweglichkeit, jede gesellschaftliche Regung mit Offenheit und Verständnis zu absorbieren, als Gefäss, das vor allem auf Bewegungen reagiert und nicht agiert. Sehr selten kann die Landeskirche in den Gottesdiensten als Institution erlebt werden, die selbstkritisch und selbstbewusst auftritt: weil sie eine Position hat, weil sie mit spirituellem Überblick das alltägliche Treiben beobachtet und begleitet, weil sie den Phänomenen eine eigene Haltung entgegenzusetzen hat. Etwas polemisch formuliert: Die Verunsicherung, die sich möglicherweise auch aus dem Mitgliederschwund herleitet, wird jede Woche von der Kanzel in die Gemeinde zurückgespiegelt. Das ist kontraproduktiv.

2. Das Wort

Die evangelisch-reformierte Landeskirche müsste eine Leitinstitution sein, wenn es um die Kultur der Sprache geht. Als Meister der Debatte, des Zeitkommentars und der metaphysischen Reflexion. Als solche tritt sie in vielen Gottesdiensten nicht auf. Themen werden schmissig lanciert, aber oberflächlich abgehandelt, Metaphern nur in ihrer naheliegendsten Bedeutung ausgeschöpft, Sätze nicht grammatikalisch richtig zuende gebracht, der Übergang von einer persönlichen Bemerkung zu einem Zitat nicht deutlich gemacht, Stimmen tragen nicht – hier fehlt es an rhetorischem Geschick und an Bewusstsein um Bedeutung und Wirkung von Worten. Dabei geht es keineswegs darum, Schweizerdeutsch gegen Hochdeutsch auszuspielen, eine irgendwie geartete Virtuosität einzufordern oder sich an der Stelle von Pfarren Showmaster herbeizuwünschen. Im

Gegenteil: Hier geht es schlicht um mehr Präzision. Jeder Redner hat seine eigene rhetorische Stärke, beim einen liegt sie im knappen, konzentrierten Ausdruck, beim anderen in betörender Eloquenz, der Dritte redet sich emotional ins Feuer. Dieser persönliche Ausdruck muss gefunden und gestärkt werden. Wenn die Landeskirche nicht am Glauben an die Wichtigkeit der Sprache festhält, verrät sie einen Teil ihres Kerns.

3. Der andere Gottesdienst

Die Tendenz, dem Besucherschwund beim „normalen“ Sonntagsgottesdienst mit der Schaffung neuer Gefässe oder dem Ausbau, der Abwandlung des Üblichen zu begegnen, erscheint als bestimmender Faktor der Gottesdienstpraxis. Gesucht wird nach dem „anderen“ Gottesdienst, der neue Segmente der Gesellschaft für den Gottesdienst gewinnen und die Gemeinde ins Kirchengeschehen besser einbinden soll. Dieses Streben schafft (wohl unbeabsichtigt) Nähe zu den Bemühungen von Freikirchen und Sekten, den Zeitgeist zu treffen (zB. ICF).

Im Theater würde man allerdings nie vom selben Regisseur verlangen, texttreue Klassiker, experimentelle Themenabende und wirklich gutes Kindertheater zu machen – zumal unter Einbezug des Publikums. Jeden vierten Sonntag einen Sondergottesdienst mit Mitgliedern der Gemeinde, anderen Pfarrern, schmissigen Themen, Rahmenveranstaltungen und Catering auf die Beine zu stellen, erscheint als Überforderung des Pfarrers, der hier noch zusätzlich als Motivator auftreten muss, und führt zu Resultaten von zweifelhafter Qualität, deren Wirkung sich in engen Grenzen hält.

4. Erkennbarkeit – oder: der eigentliche Gottesdienst

Ein in den Gesprächen immer wiederkehrendes Stichwort ist das der Erkennbarkeit des protestantischen Gottesdienstes. Wenn im Rahmen des Gottesdienstes fast alles möglich ist (buddhistische Meditation, gemeinsames Guezlibacken, Laienpredigten, Popsong-Adaptionen, Waldspaziergänge etc.), dann werden die Ränder dessen, was man Gottesdienst nennen und was man darunter verstehen darf, unscharf. Müssen die Gottesdienste tatsächlich, wie ein Mitglied der Kirchenpflege das im Rahmen der Gespräche geäußert hat, „den Geschmack der Leute“ treffen? Wer weiss denn schon immer so genau, was „der Geschmack der Leute“ ist? Auch als Ausstellungsmacher oder Theaterintendant muss man sich davor hüten, sein Publikum zu unterschätzen und den vermuteten kleinsten gemeinsamen Nenner anzusteuern. Die Suche gilt dort der richtigen Mischung aus Unterhaltung, Verführung, Konfrontation und Anspruch. Der Gottesdienst, den man gewissermassen als Gegenveranstaltung zum Alltag verstehen kann, als bewusste und geführte Auskoppelung aus dem alltäglichen Geschehen, droht durch das Bemühen der Kirche um die Gunst ihrer Mitglieder zum blossen Spiegel dessen zu werden,

was sich täglich ereignet: ästhetischer Pluralismus, Meinungsvielfalt, allgemeine Verfügbarkeit von Angebotsspektren – und Orientierungslosigkeit. Dass die Gesellschaft frei und pluralistisch ist, soll hier keineswegs kritisiert werden. Dass Orientierungshilfen und Haltungen innerhalb dieser Freiheit erwünscht sind, könnte für die Landeskirche aber Ansporn sein, diese selbstverständlich und selbstbewusst zu leisten. Der Gottesdienst könnte ein verlässlicher Wert sein, als konstruktive Konstante zum täglich erlebten Flow. Der Gottesdienst, wie er ihm Rahmen dieser „Visite“ erfahren wurde, streckt sich bis zu seiner eigenen Unerkennbarkeit nach vermuteten Zielgruppen. Könnte er nicht – viel selbstbewusster – etwas eigenes setzen, darauf vertrauen, dass nichts so strahlt wie die Überzeugung, das Richtige zu tun?

5. Minimalismus als Chance

Der protestantische Gottesdienst spricht die Vernunft an. Über das Ohr soll der Verstand und von da aus das Herz erreicht werden. Damit das gut funktioniert, wird auf Dinge verzichtet, die den Verstand eintrüben: Weihrauch, Bilder, Ornamente. Hier wird nicht stundenlang getrommelt, bis sich Transzendenz einstellt, hier werden keine psychogenen Substanzen geraucht oder gegessen, hier wird weder bis zur Erleuchtung geschwitzt noch gehungert noch geschwiegen, hier werden Inhalte nicht in Multimediapräsentationen und Diagrammen verabreicht – im protestantischen Gottesdienst wird geredet; und ab und zu gesungen. Also ist der Gottesdienst eine Veranstaltung, der sich in dieser Reduktion völlig abhebt von fast allen Praktiken, mit denen sonst im Alltag kommuniziert oder privat Erleuchtung gesucht und gebucht wird. Der Gottesdienst meint es ernst und ist darum das Gegenteil von Zerstreuungen wie man sie im Kino oder in der Erlebnisgastronomie erwarten darf; eher Bündelung, Sammlung, Vertiefung. Dabei will diese Qualität der Reduktion aufs Wesentliche in keinsten Weise rückwärts gewandt verstanden sein. Es gibt eine absolut zeitgemäße, moderne und angesagte Ästhetik der Askese. Darin ist eine Stärke, ein ganz eigenes Kapital zu erkennen und keine Schwäche.

6. Die Zürcher Liturgie

Die Zürcher Liturgie ist ein dramaturgisches Grundgerüst, das als eine der wenigen Konstanten letztlich von keinem der befragten Akteure in Frage gestellt wird – weder von selbsterklärten „alten Zwingliern“ noch von den Seismographen gesellschaftlicher Trends. In beeindruckender Weise wurde der „spirituellste Moment“ des Gottesdienstes von fünf befragten Pfarren in je einem anderen der fünf Stationen der Zürcher Liturgie vermutet. Das spricht für sich. So sicher sich die Kirche sein kann, dass dieses Grundgerüst sich bewährt, so unklar wird diese Struktur im Gottesdienst vermittelt. Mehr Sicherheit in der Form und eine Transparenz derselben würde helfen, jenes Charisma zu

entfalten, an dem es manchmal fehlt. Ausserdem – das wissen nicht nur improvisierende Musiker – entsteht gerade durch eine klare (und selbstgewählte) Form grosse Freiheit.

Wie soll nun mit diesen Einsichten umgegangen werden? Wo soll mit Veränderungen angesetzt werden? Wer setzt diese durch?

Abschliessend möchte ich zu diesen Fragen ein paar Perspektiven aufzählen.

Es gibt ein paar ganz pragmatische Ansatzpunkte, wo teilweise mit wenig Aufwand und etwas Experimentierfreude viel erreicht werden kann: Warum nicht einmal die hinteren Bänke sperren, um die Gemeinde zu verdichten, die Orgel durch ein Harmonium ersetzen, um den Gesang besser zu unterstützen, das Licht versuchsweise mal ganz auslöschen, statt Mensaathmosphäre zu verströmen?

Und dann gibt es eine Reihe von Massnahmen, die wohl nötig wären, aber einen nicht unerheblichen Aufwand darstellen. Ich zähle die meiner Ansicht nach Wichtigsten auf:

Überprüfung der Sprechakustik, Justierung der bestehenden Verstärkungsanlagen, Investitionen in neue Anlagen – die Stimmen müssen optimal zur Geltung gebracht werden.

Überprüfung aller Kirchen im Hinblick auf Blumenschmuck und sonstige Raum-Accessoires; Formulierung von Leitlinien zur Ästhetik der Kirchenbeschrückung. Aus kulturellen Veranstaltungen weiss man: Jeder einzelne Gegenstand ist ein Zeichen. Auch wenn ein Ausstellungsraum minimalistisch eingerichtet wird, wird er sorgfältig eingerichtet. Protestantisch heisst nicht unsinnlich; vielleicht eher: elementare Sinnlichkeit?

Überprüfung der Lichanlagen in allen Kirchen, bei Bedarf (und Möglichkeit) Anpassungen der Infrastruktur. Professionelle Auslotung der Möglichkeiten bei bestehender Infrastruktur, in enger Einbindung der verantwortlichen Sigrüste.

Auch diese Liste liesse sich vervollständigen, ergänzen und verfeinern. All diese Massnahmen wären wahrscheinlich sinnvoll, wie auch Verbesserungen bei der rhetorischen Ausbildung der Pfarrer, obligatorische Weiterbildungsmodule, Werkstattgespräche, institutionalisierte Kollegenbesuche und – schelte. Und: Die Entlastung der Pfarrerinnen und Pfarrer von Zusatzaufgaben, damit sie sich auf Seelsorge und Gottesdienst konzentrieren können.

All dies bleibt aber nichts als eine Reihe gut gemeinter Ratschläge, wenn nicht ganz zentral bei der beschriebenen Grundhaltung des kirchlichen Auftritts angesetzt wird.

Ich fasse nochmals kurz zusammen: Die reformierte Landeskirche muss die divergenten Positionen von stark individualisierten Gemeinden in sich aushalten. Dem steht in der Gottesdienstpraxis ein Schwund an Erkennbarkeit und innerer Spannung gegenüber, dem es zu begegnen gilt, ist er doch mit Sicherheit zum grossen Teil mitverantwortlich für den Mitgliederschwund. Gottesdienste müssen nicht „zeitgemässer“, sondern „protestantischer“ werden. Was dies im einzelnen bedeuten kann, bedarf mit Sicherheit zusätzlicher Definitionsarbeit, wurde aber hier aus kultureller Sicht ansatzweise skizziert. Wichtig ist dabei, dass dieses „protestantisch“ nicht als historische Grösse verstanden wird, sondern als ständige Besinnung auf einen Wesenskern und die ihm entsprechende, moderne Umsetzung mit zeitgemässen Mitteln.

Die Verwaltungsstruktur der evangelisch-reformierten Landeskirche ist, wie die politische Schweiz und wie der Kanton Zürich stark föderalistisch geprägt. Dieser Umstand hat weitreichende Konsequenzen auf die Gottesdienstpraxis. Anders als bei der römisch-katholischen Kirche (oder beispielsweise bei der Intendanz eines Theaterbetriebs) gibt es keine zentrale Instanz, die top-down Weisungen durchsetzen kann. Deshalb sind auch Verbesserungen der Gottesdienstpraxis nicht durch einen Katalog von Handlungsanweisungen einzuführen. Hierzu braucht es eine gemeinsame Überzeugung, die in allen Verästelungen dieses heterogenen Organismus namens Landeskirche Knospen treibt.

Diese Bewusstseinsbildung ist schon in vollem Gange. Das zeigt nicht nur die grosse Zahl von Aktivitäten, die rund um das Thema Gottesdienst schon laufen und laufend dazukommen. Ich schliesse das noch aus einer anderen Tatsache. Seit wir Vertreter der Landeskirche mit ersten Eindrücken aus unseren Kirchenvisiten konfrontieren, machen wir immer wieder die gleiche Erfahrung: Statt Abwehr offene Türen. Diese Bereitschaft zu Veränderung ist ermutigend – zumal einiges auf dem Spiel steht. So wie auch Theater nicht nur für Regisseure und Schauspieler gemacht wird, geht es schliesslich auch beim Gottesdienst um mehr als den innersten Kreis regelmässiger Kirchgänger. Es geht um ein Stück Kultur – Ihre und meine.

Herzlichen Dank.

Plinio Bachmann: Geboren 1969, lic.phil.I der Germanistik, Philosophie und Komparatistik, Zürich. Seit 1990 freie journalistische Tätigkeit für DAS MAGAZIN, DU, Weltwoche, Hochparterre und andere. Mitarbeit an Peter Zumthors „Klangkörper Schweiz“ für die Weltausstellung in Hannover 2000. Theater- und Operndramaturgien. 2004/05 wissenschaftlicher Mitarbeiter und stellvertretender Leiter des Instituts für Theorie (ith) an der Hochschule für Gestaltung und Kunst Zürich. Neben Projektleitungen für Heller Enterprises Tätigkeit als freier Autor, insbesondere im Bereich Drehbuch.

Heller Enterprises initiiert, entwickelt und begleitet Kulturprojekte unterschiedlichster Art. Das 2003 durch Martin Heller gegründete Unternehmen übernimmt Aufträge in den Bereichen Szenografie, Urbanismus, Design, Bildmedien, Kulturpolitik, Wissenschaftsrecherchen und zeichnet verantwortlich für die künstlerisch-inhaltliche Substanz bei Ausstellungen, Festivals und ähnlichen Formaten. Nach Möglichkeit wird transdisziplinär gearbeitet und an Schnittstellen zwischen Kultur, Wirtschaft und Politik.